

Material dienst

Inhalt

**Kritik am Kontrastprogramm Sport
Bemerkungen zur „WM“**

Sportideologie und
Sportwirklichkeit

Friedlicher Wettstreit
und der „Ernstfall“

Alte und neue Puritaner

Was Leistung unanständig macht
„Fair play“ in Sport und Leben

**Inner- und außerkirchliche
Sondergruppen · Religionen ·
Weltanschauungsbewegungen ·
Ideologien**

GESELLSCHAFT ZUR VEREINIGUNG
DES WELTCHRISTENTUMS

Eine Zeitung als Brückenschlag
Großaktion „Hoffnung für Amerika“

MARXISMUS

Fragebogen zur Religion
in sowjetischen Schulen

Aus der
Evangelischen Zentralstelle
für Weltanschauungsfragen



11

37. Jahrgang
1. Juni 1974

Kritik am Kontrastprogramm Sport Bemerkungen zur „WM“

Mit der Abkürzung „WM“, die uns als Zeitungslesern erst in den vergangenen Monaten geläufig wurde, sind natürlich die kurz bevorstehenden Spiele zur „Weltmeisterschaft“ im Fußball gemeint. Sie sollen diesmal – in der Zeit vom 13. Juni bis zum 7. Juli – zum erstenmal auf dem Boden der Bundesrepublik ausgetragen werden. Die Vorbereitungen dazu sind in ihr letztes Stadium getreten, und bald werden wir wieder zu den Zeiten der Fernsehübertragungen menschenleere Straßen zu sehen bekommen, wie wir sie sonst nur von den ersten autofreien Sonntagen zur Zeit der Ölkrise in Erinnerung haben. Einmal mehr wird sich die ungeheure Faszination erweisen, die das Phänomen solcher Spiele auf Millionen in aller Welt ausübt. Nicht nur die hinter uns liegende Ölkrise, auch anderes, was uns sonst so beschäftigt, alle die großen Weltprobleme von den „Grenzen des Wachstums“, dem Hunger in der Sahel-Zone, der Entspannung zwischen Ost und West, dem Ringen von Nord und Süd um gerechte Verteilung der Handlungschancen und der knapper werdenden Rohstoffe bis zum Frieden im Nahen Osten, zur Sorge um den im ganzen teurer werdenden Fortschritt: alles das wird für kurze Zeit wie weggewischt sein, wird zurücktreten vor der Frage, wohin der runde Ball denn diesmal zu rollen belieben wird.

Verstummen wird aber auch die mancherlei Kritik, die, angefangen mit der Kostenfrage – im Falle der WM spricht man von Milliarden –, in den vergangenen Jahren nicht nur gegen den Fußball, sondern überhaupt gegen Sport und Sportbetrieb der Gegenwart laut geworden ist. Man kennt das schon von 1972 her, von den Olympischen Spielen in München, mit denen sich ein Ereignis wie die WM am ehesten vergleichen läßt. Damals sollte ein eigener wissenschaftlicher Kongreß – unter erstmaliger Beteiligung der Kirchen – der vielstimmigen Artikulation dieser Kritik dienen. Tagelang diskutierten Vertreter des neuen interdisziplinären Fachs „Sportwissenschaft“ und ließen ihre intellektuellen Muskeln spielen. Und doch endete das Ganze mit dem Beginn der eigentlichen Spiele so abrupt, als habe jemand der im Kongreßsaal etablierten Simultandolmetscheranlage den Stecker herausgezogen.

Noch hat die WM nicht begonnen. Noch also ist es Zeit, sich diese Kritik wieder einmal in ihren Grundzügen zu vergegenwärtigen und zu fragen, welcher Stellenwert wohl dem Phänomen Sport in unserem heutigen Leben überhaupt zukommen mag. Beides, die Faszination, die vom Sport ausgeht, wie der kritische Widerspruch, den er herausfordert, legen Überlegungen nahe, was in diesem Phänomen seinen Ausdruck findet, was in der Sportbegeisterung gesucht, was in ihr gefunden oder auch nicht gefunden wird, und wieviel gerade eine unvoreingenommene Prüfung des Sportbetriebes über den Zustand unserer Gesellschaft ergeben kann. (Abgesehen werden soll in diesem Zusammenhang allerdings von der so oft behandelten Frage quasi-religiöser Motive bei der Überhöhung sportlicher Ereignisse ins Festlich-Feierliche, die im Blick auf das Sportgeschehen selbst meist nur Beiwerk bleiben.)

Daß mit dem Sport etwas nicht stimme, daß etwas faul sei im Staate des Königs Sport, ist nicht erst eine Erfindung linker Gesellschaftskritiker, die bei ihrer pauschalen Abrechnung mit unserer Gesellschaft schließlich auch an den „Sport in der Klassengesellschaft“, den „Sport im Spätkapitalismus“, wie einige Titel heißen, geraten sind. „Ist das noch Sport?“ So wie Heinz-Egon Rösch in seinem Herder-Taschenbuch Nr. 434 (1972) gefragt hat, so kann auch von erklärten Freunden des Sportes und aktiven Sportausübenden gefragt werden. Man braucht nur an die Argumente zu denken, mit denen Sport sich gerne selber darstellt, und bestimmte Gemeinplätze sportlicher Selbstdarstellungs-Ideologie an der Wirklichkeit zu messen.

Wie steht es etwa, um nur eines der gängigsten Motive aufzugreifen, mit der Ausgleichsfunktion, die sportliche Betätigung in unserer industriellen Arbeitswelt haben soll? Befreiende Entlastung von einseitigen Beschäftigungen, von Belastungen und Versagungen des Alltags soll sie uns bringen, und dies vor allem dem mitten in der allgemein steigenden „Mobilität“ unseres Lebens zur Bewegungslosigkeit verurteilten Autofahrer. Der herrschende Zug der Entwicklung geht allerdings zu immer stärkerer Professionalisierung und Kommerzialisierung, zu einer immer schärferen Auslese weniger Spitzensportler, die, trotz aller Werbeaktionen fürs „Trimm-Dich“, der Mehrheit meist nur noch die Rolle von Zuschauern übrig lassen. (In Amerika beobachtet man, wie sogar Wahlkämpfe sportlichen Veranstaltungen immer ähnlicher werden und das politische Engagement des Wählers aufs Anfeuern, Pfeifen und Buh-Rufen reduziert zu werden droht.)

Interessante Schlaglichter auf diese Polarisierung im „Leistungssport“, der immer auch „Zuschauersport“ ist, und einen „Breitensport“, der mehr in Werbeaktionen beschworen als wirklich ausgeübt wird, wirft die immer wieder aufflackernde Debatte um die im Grunde reichlich fiktiv gewordene Aufrechterhaltung des Amateursstatus mit ihren besonderen Versuchungen. In Wirklichkeit haben ja längst zahlreiche heimliche „Profis“ den Amateursport „unterwandert“. Rückt man den Sport unter den Oberbegriff des Spiels, unter dem so vielerlei Dinge wie Musik, Theater, Varieté und Zirkus zusammengehören, so könnte man an sich ja fragen, warum man nicht auch im Spitzensport zu hoch honorierten Virtuosen kommen sollte. Daß dieser Streit bis heute nicht entschieden werden konnte, läßt vermuten, daß nicht bloß die Veteranen humanistisch-idealistischer Sport-Ideologie, sondern auch ein breites Publikum Wert darauf legen, in ihren Idolen so etwas wie Amateure zu sehen. Anders ausgedrückt: Wenn uns unsere Idole die Rolle der Amateure nur überzeugend genug „vorspielen“, verzichten wir darauf, hinter die Kulissen oder in die Stadionskassen sehen zu wollen.

Letztlich geht es um die Illusion, daß alle diese mitreißenden Leistungen immer noch Amateuren möglich und damit allen erreichbar geliebt sind, die sich an diesem Spiel beteiligen wollen. Gewiß, je höher gezüchtet diese Leistungen erscheinen, desto entmutigender für uns, es überhaupt noch selbst zu versuchen. Aber die Möglichkeit, sich mit einem Helden oder der Mannschaft der eigenen Wahl „identifizieren“ zu können, scheint einem Bedürfnis zu ent-

sprechen, das sich heute nicht weniger vehement äußert als das Bedürfnis nach eigener sportlicher Betätigung.

Friedlicher Wettstreit und der „Ernstfall“

Nicht nur eine vorgebliche Ausgleichsfunktion wird gern zugunsten des Sports angeführt. Viel gepriesen wird auch seine „erzieherische“ Bedeutung, seine „charakterbildende“ Funktion beim „Einüben“ von Wettkampfsituationen, in denen es nicht um das „schiere Siegen“, sondern auch um das „gute Kämpfen“ geht, um die Bereitschaft, den Gegner als Spielpartner zu achten und auf den Einsatz unfairer Mittel und Verhaltensweisen zu verzichten. Sport bringe die Völker einander näher, diene der Verständigung. Sport helfe, Spannungen abzu- reagieren, die sonst nur zu schnell zum „Ernstfall“ von Kriegen führen können.

Erst vor wenigen Jahren hat Konrad Lorenz diesen an sich schönen Gedanken als Biologe von der Verhaltensforschung her unterstrichen. Die Aggressivität des Menschen, die heute so viel diskutierte, im Zeitalter des Atoms so bedrohlich gewordene, nehme glücklicherweise noch immer relativ bereitwillig mit Ersatz-objekten vorlieb. Solche Ersatzobjekte aber würden im Sport geboten oder, in einem etwas anderen Sinn, in Konkurrenzsituationen wie dem Wettlauf nach dem Mond, der „Eroberung des Weltraums“, die von Amerika und Rußland gewissermaßen gemeinsam „veranstaltet“ werden.

Mehr pessimistische Gegenstimmen erinnern an die Bilder chauvinistischer Massen- hysterie auf überfüllten Zuschauertribünen, wo enttäuschte Fußballfans mit leeren Bierflaschen werfen oder sogar das Spielfeld zu stürmen versuchen. Während der Vorbereitungs-spiele zu den Fußballweltmeisterschaften in Mexiko vor vier Jahren kam es zu einem eigenen „Fußballkrieg“ zwischen Honduras und El Salvador. Hier hatte also die Parteinahme für die eigene nationale Mann- schaft nicht zu einer Entspannung und Entkrampfung gefunden. Die Freund- Feind-Emotionen waren erst recht aufgeheizt worden, so daß es schließlich zu einer gefährlichen Enthemmung kommen konnte.

Was sich hier als Entweder-Oder darstellt – entweder: der Völkerverständigung dienend, oder: sie erst recht gefährdend –, läßt auf eine tieferliegende Zwei- deutigkeit des sportlichen Geschehens schließen, verweist uns an die Tatsache, daß das Spiel als Spiel je nachdem gelingen oder auch gründlich scheitern kann. Gerade sein Risikocharakter gehört zu jenen elementaren Gegebenheiten, die auf moralische Appelle kaum ansprechen. Wer über Sport nicht nur moralisiert und theoretisiert, wer sich hie und da als Zuschauer der Publikumsatmosphäre eines großen Spiels aussetzt, wird weniger Mühe haben, den Zugang zu dieser Zweideutigkeit zu finden: Natürlich möchte der Fan, daß die eigene Mannschaft gewinnt. Aber sie soll in einem möglichst spannenden Spiel einen Gegner besiegen, der auch wirklich ihre letzten Kräfte fordert. Je stärker der Gegner, desto größer die „Ehre“ und die Befriedigung über den schließlich doch noch errungenen Sieg, vor allem aber desto „spannender“ das Spiel.

Bei aller Voreingenommenheit für die eigene Partei: hat die eigene Mannschaft einmal ihren schlechten Tag, entspricht sie nicht den, möglicherweise übertrie- benen, Erwartungen, oder verärgert sie durch mangelnden Kampfgeist, so kann

sie von ihren Anhängern nicht nur angefeuert, sondern auch einmal unbarmherzig fallengelassen werden. Vergessen sie dann die mitgebrachten Fähnchen, die Flaggen und Hymnen. Das bedeutet, daß die Bindung an eine Spiel­partei, der „Patriotismus“, sei er lokal, regional oder national, mag einer „für Deutschland reiten“ oder für ein bestimmtes Gesellschaftssystem, immer wieder einmal in die Brüche gehen kann vor der noch elementarerer Erwartung, ja dem Anspruch, zuerst einmal ein spannendes Spiel geboten zu bekommen.

Sicher kann von den Emotionen, die der Sport weckt, eine gewisse Verstärkerwirkung auf bereits gegebene Spannungen zwischen Völkern und Staaten ausgehen, *mehr* aber doch wohl nicht. Deshalb hat auch eine Anregung von Harvey Cox, der die „anachronistische Weise“ beanstandete, etwa bei den Olympischen Spielen den Wettkampf immer noch auf der Basis von Nationalmannschaften stattfinden zu lassen, im Grunde wenig Resonanz gefunden. In einem Zeitalter, in dem wir erkannt haben, wie gefährlich eine übertriebene Loyalität gegenüber den unabhängigen Nationalstaaten ist, organisieren wir, so fand Cox, noch immer Wettkämpfe auf der Grundlage von Nationalmannschaften, von Mannschaften, die Nationalstaaten repräsentieren und die dadurch „vermutlich die Loyalitäten gegenüber den politischen Organisationsformen verstärken oder vertiefen, von denen im 20. Jahrhundert die meisten destruktiven Konflikte ausgegangen sind“.

Nach Cox gehen wir damit von dem klassischen griechischen Ideal ab, die Olympischen Spiele auf der Basis anderer und weniger gefährlicher Prinzipien zu organisieren. Nun, Wettkampf ist Wettkampf. Auch Spiele zwischen Städte­mannschaften (Paris gegen Marseille!) bieten keinerlei Garantie für einen nicht destruktiven, friedlichen Verlauf.

Alte und neue Puritaner

Alle Argumente, mit denen sich heute Unbehagen über Entwicklungstendenzen von Sport und Sportbetrieb artikulieren, finden ihre Verschärfung in einer Kritik von „links“, einer Kritik aus dem Arsenal jener neomarxistischen Ideologie, die im Zusammenhang mit den Studentenunruhen um das Jahr 1968 aufgebaut worden ist. Bei näherem Zusehen findet man hier beinahe alle Reizwörter aus dem großen Bann wieder, der damals über unsere „spätkapitalistisch-repressive“ Gesellschaft, ihren „Leistungszwang“ und ihren „Konsumterror“ verhängt wurde. In dieser Sicht ist der ganze Sport längst zu einem einzigen großen Geschäft geworden, Profitgier sein innerster Motor. Ihre Spitze richtet diese Sportkritik der Neuen Linken vor allem gegen den „Leistungssport“. Seine Träger, die Spitzensportler, werden von der Sportindustrie ausgebeutet, oft bis zum körperlichen und seelischen Ruin. Ausgebeutet werden auch die Zuschauer, der Ausbeutung dient auch der „Breitensport“, der auf die Funktion heruntergebracht wurde, uns wieder „fit“ zu machen, uns wieder zu neuer „Anpassung“ zu verhelfen.

Wo Sport stellenweise trotzdem noch Spaß macht und als zeitweilige Entlastung vom entfremdeten Dasein der Arbeitswelt empfunden wird, ist er erst recht vom Bösen. Dann nämlich stabilisiert er das System, hält uns von gesellschaftspoli-

tischer Besinnung ab und entzieht uns die Energien, die wir für den Kampf zur Änderung der Gesellschaft und ihrer Strukturen so nötig hätten.

Mit der ideologischen Rasanz, der Geschlossenheit der Argumente, ihrer fest eingeschliffenen Begrifflichkeit sind auch schon die Grenzen dieser Kritik gegeben. Im ganzen hat man den Eindruck, daß hier bestimmte Schemata, die ursprünglich aus Anlaß einer globalen Gesellschaftskritik entwickelt wurden, nun, da ein bestimmtes, zwischen Arbeits- und Freizeitwelt angesiedeltes Teilgebiet unseres Lebens dran ist, einfach durchgepaust wurden. Wenn Sportfreunde beklagen, daß heute viel zu viele Menschen längst aufgegeben haben, sich noch selbst auf sportliche Betätigungen einzulassen und sich mit einer passiven Zuschauerrolle begnügen, so will man hier nicht einmal mehr genauer hinschauen. Man braucht das auch nicht mehr; man weiß im Grunde schon im voraus, wie das Urteil über den „Sport im Spätkapitalismus“ allein ausfallen kann.

Aufschlußreich ist schon die Neigung, pauschal von dem Sport zu reden. Wir finden auf dem Spielfeld so unterschiedliche Sportertypen wie Florettfechter und Gewichtheber, Kurz- und Langstreckenläufer und -schwimmer, Zehnkämpfer und Spezialisten, die sich in einer Art und Weise festgelegt haben, daß sie für ihr Spezialistentraining schon wieder auf einen eigenen Ausgleichssport angewiesen sind. Und es gibt vor allem für eine differenzierende Beurteilung so wichtige Unterschiede wie den zwischen Einzelkämpfern, die fast nur noch mit Meßblättern kämpfen, und, wie gerade beim Fußball, den Mannschaften mit den vielerlei Aspekten des Zusammenspiels, des Zusammenspiels untereinander ebenso wie des Zusammenspiels mit der gegnerischen Mannschaft.

In einer Auseinandersetzung mit der Sportkritik der Neuen Linken (in: Christian von Krockow, Sport und Industriegesellschaft – Serie Piper Nr. 25, 1972) findet sich der Hinweis, daß die neomarxistischen Autoren auffallenderweise jede Bewertung der Sporttheorie und Sportpraxis in den sozialistischen Ländern vermeiden, „was angesichts des dort dominierenden Leistungsprinzips... wohl auch Schwierigkeiten bereiten dürfte“. Nur gelegentlich stoße man auf die schlichte Behauptung, daß, wenn zwei dasselbe tun, es eben nicht dasselbe sei. Hier freilich werde erst der Kern der Gesamtargumentation sichtbar. Nicht etwa, daß der Sport Nutzenfunktionen erbringe, daß er ausgenutzt werde und daß eine eigene Sporttheorie seine Nutzenfunktion propagiere, sei vom Übel, sondern daß dabei Dienstleistungen für das falsche, für ein verworfenes und verwerfliches System erbracht werden.

Linke Sportkritik nimmt nach Krockow den Sport so wichtig, daß er ihr auf dem Weg zur veränderten, besseren Gesellschaft der Zukunft zum Stein des Anstoßes, geradezu zum Teufelswerk werde. Folgerichtig sei es linken Autoren auch völlig unverständlich, wie der „Sinn“ eines menschlichen Verhaltens „in ihm selbst“ liegen könne. Und Krockow findet, daß die Kritik der Neuen Linken eigentlich so neu gar nicht sei. Sie wiederhole lediglich, mit anderem Inhalt und in verändertem, weltlich gewordenem Gewand, was einst, in der Zeit des radikalen Protestantismus, die Puritaner gegen Spiel und Sport predigten, nämlich, daß es sich dabei um frivole, frevelhafte Ablenkung vom Eigentlichen handle. Und zur Folgerichtigkeit dieser Haltung der alten wie der neuen Puritaner merkt er an: Wenn es eine *Heilserwartung* gibt, wenn es das gibt, die

Seligkeit des Paradieses als *Zukunft* kraft der Gnade Gottes oder der Geschichte, dann gilt es nicht zu säumen, nicht beim verworfenen Gegenwärtigen zu verweilen, um nicht selbst verworfen zu sein. Das gelte um so mehr, je mehr man davon überzeugt sei, daß die Zukunft machbar, daß sie in die Verantwortung des Menschen gestellt sei.

Was Leistung unanständig macht

Etwas zu rasch aber steuert Krockow seine eigene These an, wonach gerade in der „Überflüssigkeit“ des Sports seine Chance für den Menschen liege, Freiheit, Glück der Gegenwärtigkeit, Selbstbestätigung zu erfahren, oder, etwas vorsichtiger, wonach der Sport mit alledem in der Industriegesellschaft wie der „Entwurf einer Utopie“ wirke: „als ein Versprechen dessen, was allgemein sein sollte, aber nicht ist.“ Hier ließe sich doch fragen, ob damit schon alle Möglichkeiten ausgeschöpft sind, vom Sport, von seiner Wirklichkeit und den Kommentaren, die die Kritik dazu liefert, mehr darüber in Erfahrung zu bringen, wie es um unsere Gesellschaft im ganzen steht und wie auch Sport und Spiel letztlich doch wieder mit dem „Ernst des Lebens“ zusammenhängen.

Vielleicht lohnt es sich doch, einige der Reizwörter aus dem polemischen Arsenal der linken Sport- und Gesellschaftskritik etwas ernster zu nehmen, vor allem jene Wortbildungen, in denen der „Leistung“ (Leistungsdruck, Leistungszwang, Leistungsverweigerung usf.) eine negative Bedeutung angehängt werden soll. Es gibt ja, vor aller Sport- und Gesellschaftskritik, an den verschiedensten Orten in der Arbeitswelt und sogar schon in den Schulen eine neu aufkommende Leistungs-Verdrossenheit. Es gibt Anzeichen einer neuen Sensibilisierung für bestimmte Arbeitsbedingungen, an die man sich längst gewöhnt zu haben glaubte und die nun mit einem Mal als menschenunwürdig und der zunehmend vermißten Lebensqualität abträglich empfunden werden. Und dies alles relativ unabhängig von einer ideologischen Denunziation des Leistungsprinzips überhaupt.

Daß Leistung etwas Verwerfliches sei, ist in manchen Kreisen so zum Dogma geworden, Verdammungsurteile über das „Leistungsprinzip“ werden nicht selten mit einer Gedankenlosigkeit nachgesprochen und weitergegeben, daß man beinahe wieder unruhig werden könnte und sich hie und da zu verärgertem Widerspruch herausgefordert fühlt. Die eigenen Kräfte zu gebrauchen, sich mit anderen zu messen, etwas zu „leisten“, etwas „zustande zu bringen“ mit all dem belebenden Einfluß, den „Erfolgslebnisse“ auf uns haben können, all das sollte uns nicht gegönnt sein? Ein eher konservativer Soziologe (H. Schoeck) hat gefragt, ob Leistung „eigentlich unanständig sei“.

Vielleicht richtet sich das Unbehagen gar nicht so sehr gegen „Leistungen“, sondern eher gegen die Bedingungen, unter denen sie zu erbringen sind, genauer gegen den allgemeinen Konkurrenzkampf in unserer Gesellschaft, gegen einen „Wettbewerb“, der in der Wirklichkeit unseres Alltags auch jenen aufgezwungen wird, die von vornherein nur die Verlierer sein können. „Freie Bahn dem Tüchtigen“ lehrte vor allem das 19. Jahrhundert und meinte, jeder müsse nur seinem eigenen Vorteil und Nutzen nachgehen, dann werde sich im

freien Spiel der Kräfte so etwas wie ein allgemeines Wohl schon von selber einstellen. Für die Arbeitswelt gilt, daß erst sehr spät, auf der Schwelle zu unserem Jahrhundert, die Bemühungen einsetzten, den verheerenden gesellschaftlichen Auswirkungen des allgemeinen Konkurrenzkampfes mit Sozialstaatsgesetzgebung und Sozialfürsorge entgegenzuwirken. Bis heute aber weiß niemand so recht, was aus den Verlierern werden soll, was ihrem Leben noch Sinn geben könnte. Bis heute stellt sich die Frage nach „Sinn und Unsinn des Leistungsprinzips“, so der Titel eines Taschenbuches (dtv Nr. 990), die Frage, wo die Leistung „unanständig“ wird, wo das „Recht des Stärkeren“ an „Erpressung“ grenzt, wo der Wettbewerb als „unfair“ gelten sollte.

Daß es zwei Formen von Wettbewerb, einen belebenden und einen alle Gemeinschaft auf die Dauer zerstörenden, gibt, hat Jakob Burckhardt als Historiker, dem unsere Zeit noch relativ neu war, noch deutlich gesehen. Angesichts der Gefahren eines hemmungslosen Konkurrenzkampfes, der die Kräfte steigern, aber auch in tiefste Mutlosigkeit und Insuffizienzgefühle stürzen oder zu ungesunder Überkompensation antreiben kann, erinnerte er gern an den altgriechischen Gedanken (Hesiod), daß es zweierlei Streit, eine gute und eine böse „Eris“ gebe. („Zwei Erisgöttinnen sind auf Erden“ – „Die eine Eris möchte man, wenn man Verstand hat, ebenso loben wie die andere tadeln.“)

„Fair play“ in Sport und Leben

Ein „Abbild der industriellen Welt“ hat der Soziologe H. Plessner die „Welt des Sports“ einmal genannt. Tatsächlich hat auch der Sport erst mit der Industriegesellschaft seinen globalen Siegeszug angetreten, nicht zufällig von England aus, das als die „industrielle Werkstatt der Welt“ auch auf dem Weg ins Industriezeitalter die Führung übernommen hatte. Älter als die Industriegesellschaft und wohl schon mit dem Menschen selber gegeben, ist das Phänomen körperlicher Spiele, welche Form sie immer annehmen mochten. Vielleicht hat eben jede Epoche, jede Gesellschaft in der Geschichte die Spiele, die sie verdient. So gibt uns denn der Sport von heute ein Abbild der Welt von heute. Er ist im ganzen sicher nicht schlechter und nicht besser als die Wirklichkeit, die er widerspiegelt. Er zeigt uns etwas von der Härte des Erfolgsstrebens, von dem wir uns bestimmen lassen, von der Unbarmherzigkeit, mit der wir zulassen, daß andere eben „auf der Strecke“ bleiben. Er spiegelt uns eine Welt der Chancengleichheit vor, in der die von vornherein Chancenlosen sich allenfalls als Zuschauer mit ihren Idolen „identifizieren“ können. Und er führt uns die „Rache“ vor, die die Chancenlosen nehmen, wenn sich die Idole nicht durch ermunternde Zurufe in immer noch glänzendere Siege hineintreiben lassen. Wir bekommen hier zu sehen, wie – nicht nur im Sport – über unsere Leistungen mehr und mehr das Quantifizierbare entscheidet, die immer raffinierter werdenden Meßapparate, und wir lernen Sportler-Persönlichkeiten kennen, wie den im Fußball als Mannschaftskapitän unvergessenen Uwe Seeler, mit der im ganzen unmeßbaren, unwägbaren Faszination persönlicher Erfolge.

Die Sportberichterstattung der Massenmedien führt uns Massenunglücksfälle am Rand von Autorennbahnen vor Augen, zusammenbrechende Zuschauer-

tribünen auf Fußballplätzen, tobende Zuschauermassen, die eher an den alten Circus maximus denken lassen als an das Kunstprodukt bläßlicher humanistischer Sport-Ideologien. Und sie erzählt von Sportler-Freundschaften über alle Grenzen von Nationen, Rassen und Machtblöcken hinweg, die, wie etwa die Freundschaft Jesse Owens – Lutz Long der Berliner Olympischen Spiele von 1936, zu Mythen wurden, die sorgsam gehütet werden.

Hört man auf die Apologeten des Sports, so erzieht der Sport zur „Fairneß“, jener eigentümlich säkularen Tugend mit den halb verschütteten Ursprungsimpulsen, die selten definiert wird und von der doch jeder zu wissen glaubt, was damit gemeint ist und wie sie zu praktizieren wäre. Und diese Erziehung, so meinen die Apologeten, müsse sich auch über den Sport hinaus im Leben auswirken. Aber wir sollten den Sport auch nicht überfordern. Vielleicht werden wir gewahr, was er für uns „leisten“ kann, erst wenn wir einsehen, daß sich seine Beiträge so direkt nicht abverlangen lassen. Wer sich für die Sportpraxis interessiert, einfach weil auch etwas so tief Menschliches uns nicht fremd bleiben sollte, wird unschwer entdecken, daß sich diese vielgerühmte Fairneß nicht einmal im Sport von selbst versteht, nicht einmal im Fußball der Engländer, die, rein historisch gesprochen, das „Fair play“ einmal „erfunden“ haben, geschweige denn im Leben. Selbst im Sport muß, buchstäblich in jedem einzelnen Spiel, von neuem darum gerungen werden. Solange unser Leben so wenig davon zeigt, haben wir wenig Grund, dem Sport einen Vorwurf daraus zu machen, daß er, auch in seinen geglücktesten Spielen, nichts viel anderes ist als „ein Versprechen dessen, was allgemein sein sollte, aber nicht ist“, nur zu oft aber auch eine Demonstration dessen, „was allgemein ist, aber nicht sein sollte“. Unser Leben wäre ärmer, wenn der Sport als „Kontrastprogramm“ mit der Zeit dem Leben immer noch ähnlicher würde.

Wilhelm Quenzer

Inner- und außerkirchliche Sondergruppen · Religionen · Weltanschauungsbewegungen · Ideologien

GESELLSCHAFT ZUR VEREINIGUNG DES WELTCHRISTENTUMS

Eine Zeitung als Brückenschlag. (Letzter Bericht: 1973, S. 138ff) In den zehn Jahren ihres Bestehens in der Bundesrepublik hatte die «Gesellschaft zur Vereinigung des Weltchristentums» (GVW) stets einen Schleier des Geheimnisses über sich gebreitet. Sie blieb zwar nicht unbekannt; eine Reihe von unliebsamen Vorfällen ga-

ben seit 1971 Anlaß zu meist sensationellen Berichten in Presse, Rundfunk und Fernsehen (vgl. MD 1973, S. 66ff). Aber die Gemeinschaft selbst blieb ohne Stimme. Sie erwiderte nichts auf die gegen sie erhobenen Vorwürfe, sie legte ihre Ziele nicht offen dar, sie gab keine Schilderungen des gemeinsamen Lebens ihrer Glie-

der. Nur auf Umwegen konnte man zu Informationen gelangen. Kein Wunder, daß die GVW in den Verdacht kam, eine Geheimreligion mit fragwürdigen Praktiken zu sein.

Seit einem halben Jahr ist dies anders geworden. Mit der Übersiedlung der deutschen Zentrale der GVW Anfang 1973 von Essen in die Neumühle bei Camberg/Taunus war die Möglichkeit gegeben, in einer eigenen modern ausgestatteten Offsetdruckerei Schrifttum aller Art herzustellen.

Seit November erscheint nun in unregelmäßigen Abständen eine „Zeitung“. Sie heißt «Eine Welt». Ein treffender Titel, denn die Einigung (unification) der Welt in religiöser, geistiger und politischer Hinsicht unter den „Göttlichen Prinzipien“ als oberstem Maßstab ist das Leitmotiv der Bewegung.

In dieser gut aufgemachten Zeitung lediglich ein Werbemittel der GVW für ihre Ideen zu sehen, wäre eine zu begrenzte Sicht. Natürlich ist sie dies auch. Wichtiger aber ist, sich bewußt zu machen, was das Erscheinen des Blattes als solches bedeutet. Es ist am ehesten zu vergleichen mit der „Aufhebung einer Informationssperre“ im politischen Raum. Was wir in den bisher vorliegenden vier Nummern der Zeitung in Bericht und Bild, in Erlebnis schilderungen und durch abgedruckte Dokumente erfahren, das sind die ersten authentischen Nachrichten, die aus dem Innenraum dieser Glaubensgemeinschaft nach außen dringen. Es sind Eigendarstellungen, gewiß; das tatsächliche Geschehen und seine Bedeutung muß erst kritisch ermittelt werden. Aber man erfährt doch etwas – und zwar im Original. Die Stummen haben zu sprechen begonnen.

Damit tritt die GVW in ein neues Verhältnis zur Öffentlichkeit. Das ist ihr

anscheinend auch selbst bewußt. Jürgen Helms, der stellvertretende Vorsitzende der GVW in der Bundesrepublik, schreibt in einem vervielfältigten Begleitschreiben zum Erscheinen der Zeitung: „Wir hätten gern, daß Sie etwas mehr von uns zu erfahren bekommen. Damit Sie sich ein optimal objektives Bild über uns machen können, brauchen Sie Informationen... Gerade in einer Zeit wie heute ist konstruktives Interesse füreinander von großer Notwendigkeit.“ Erst jetzt – nach zehn Jahren! – hat die GVW mit dieser Zeitung die erste Grundvoraussetzung für ein natürliches Miteinander geschaffen: Nur mit einem, der spricht, kann man sprechen; nur wo Offenheit herrscht, kann das Gespräch konstruktiv werden.

Noch ein zweiter Punkt ist von Wichtigkeit. Die Zeitung ist ein deutsches Produkt; sie wird nicht von der Zentrale in Korea aus gesteuert. Die Mitglieder der „deutschen Familie“ kommen unmittelbar zu Wort, sie schildern ihre eigenen Erlebnisse. Und was die Zeitung über die Gesamtbewegung bringt, das wird aus deutscher Sicht dargeboten, so wie bei den Missionsgesprächen und in den Schulungszentren auch. Die Zeitung ist damit ein Spiegelbild der Bewegung, wie sie uns in Deutschland begegnet. Wenn sie sich diesen lebendigen und ursprünglichen Charakter auch in Zukunft erhält, dann erfüllt sie, über Mitteilung und Werbung hinaus, eine wichtige Funktion: sie ist ein *Brückenschlag* zwischen den Gliedern der Gemeinschaft und all ihren Freunden, Verwandten und Bekannten „draußen in der Welt“. Und solch eine „Brücke“ ist bitter notwendig, sonst kann man die Ideale dieser Bewegung nicht ernst nehmen. rei

Großaktion „Hoffnung für Amerika“.

Siebzig Mitglieder der „deutschen Familie“ der GVW und zwanzig „Geschwister“ aus Österreich fuhren Ende September des vergangenen Jahres zusammen mit Paul und Christel Werner, den deutschen „Eltern“, in die Vereinigten Staaten. Etwa sechzig Mitglieder waren schon vorausgefahren, und eine weitere Gruppe folgte nach, so daß gegenwärtig über 180 deutsche Anhänger des San Myung Mun, des Gründers der Bewegung, in Amerika sind. Begeistert und auch stolz, an einer wichtigen Mission teilnehmen zu dürfen, schrieben einige von ihnen nach Hause. Die Angehörigen waren nicht so begeistert. Sie bangten: werden sie die Kinder je wiedersehen?

Doch handelt es sich nicht um die Auswanderung der deutschen Mitglieder in die nordamerikanischen Staaten oder gar um eine Übersiedlung in das Ursprungsland der Bewegung, nach Korea (vgl. MD 1973, S. 286ff). „Die Amerikafahrer kommen mit Sicherheit wieder zurück“, ist die Auskunft der deutschen Zentrale, „nur wann das sein wird, hängt von der weiteren Entwicklung drüben ab.“

Zunächst hatte man eine weiterführende konzentrierte Schulung der Mitglieder vermutet. Vor kurzem nämlich hatte die Bewegung in Belvedere Estate in Tarrytown, im Staat New York, für alle Mitglieder, die in den internationalen (meist motorisierten) Missionsteams des „One-World-Crusade“ (Eine-Welt-Feldzug) mitarbeiten, ein komfortables Trainingscenter errichtet. Auch hängen zur Zeit an den deutschen Universitäten Plakate aus, die ein „International Leadership Seminar“ anzeigen. Es findet in Barrytown, New York, statt, einer Art Akademie des amerikanischen Zweiges der

GVW. Manches weist darauf hin, daß gegenwärtig in Amerika eine zweite Zentrale der Bewegung geschaffen wird. So war es naheliegend, an ein besonderes Training auch der deutschen „Weltchristen“ in dieser Zentrale zu denken.

Aber bald wurde offenkundig, daß es um eine *missionarische Großaktion* ging, bei der die neue weltweite Vereinigungskirche in internationaler Besetzung an die Öffentlichkeit treten sollte. Warum müssen Deutsche nach Amerika fahren, um Amerikaner zu der Lehre eines Koreaners zu bekehren? Die Hintergründe und besonderen Umstände der Gesamtktion machen diesen Einsatz verständlich:

San Myung Mun ist in längerer Gefangenschaft während des Koreakrieges ein erklärter Gegner des Kommunismus und ein Freund Amerikas geworden. In dem apokalyptischen Endkampf, der nach der Überzeugung Muns bereits angebrochen ist, steht der Kommunismus auf der „satani-schen Seite“. Die Vereinigten Staaten dagegen, die führende Nation der freien Welt, sind für Mun so etwas wie „God's own country“; sie spielen eine zentrale Rolle in Gottes Plan der Erlösung.

In den letzten Jahren sind die USA jedoch in eine immer tiefere Krise geraten. Dadurch ist Gottes Erlösungsvorhaben gefährdet, sagt Mun, denn für ihn sind Weltgeschichte und Heilsgeschichte aufs engste miteinander verwoben. Vor allem geht es ihm darum, daß die von ihm vorausgesagte letzte große Auseinandersetzung der irdischen Mächte – der „Dritte Weltkrieg“ – womöglich nicht mit Waffengewalt, sondern als ein Kampf der Ideologien ausgefochten wird (Die Göttlichen Prinzipien, dt. 1972, S. 529f). Folglich

muß Amerika jetzt geistig gestärkt werden.

Mun berichtet, er habe am 1. Januar 1972 den göttlichen Befehl erhalten, nach Amerika zu gehen und dort „über Hoffnung und Vereinigung“ zu sprechen. Auf dieser ersten Tour besuchte er sieben amerikanische Städte. Für Herbst 1973 war eine Wiederholung geplant. Jetzt sollte „die ganze Nation“ bereit werden. Die Durchführung dieser Reise und ihre Ausgestaltung zu einer missionarischen Großaktion zeigt die besondere organisatorische und taktische Begabung Muns. Er machte nicht eine gewöhnliche Vortragsreise, sondern etwas Besonderes: eine „Day-of-Hope“-Tour. Das heißt, sein Mitarbeiterstab wirkte in den verschiedenen Städten nicht allein eine offizielle Begrüßung Muns seitens der Vertreter der Stadt, sondern darüber hinaus feierliche „Proklamationen“, in denen sich das jeweilige Stadtoberhaupt ausdrücklich hinter die Idee von Hoffnung und Vereinigung stellte und die Tage des Besuchs Muns allgemein als „Days of Hope and Unification“ erklärte. Diese Proklamationen wurden weit bekanntgemacht, die Missionare der „Vereinigungskirche“ traten in großer Zahl auf, verbreiteten und erklärten die Idee, verteilten Schriften und kostenlose Eintrittskarten. In einem Brief eines deutschen Missionars heißt es: „Vor den Vorträgen fahren Dutzende von Lastwagen, Bussen und Autos mit Bildern des Meisters beklebt durch die Straßen der jeweiligen Städte. In den Zeitungen sind ganzezeitige Annoncen . . . Immer mehr Leute machen sich Gedanken darüber, wer denn San Myung Mun eigentlich ist und warum so viele junge Leute aus der ganzen Welt so sehr für ihn arbeiten.“

Der koreanische „Meister“ fand das von der Watergate-Affäre erschütterte Land in einem schlimmeren Zustand als erwartet. Er schrieb: „Der moralische und geistige Verfall ist schockierend . . . Die amerikanische Nation scheint . . . im Geiste und im Herzen tödlich verwundet zu sein . . . Die Situation ist sehr ernst.“ So entschloß er sich, seine Vortragsreise zu verlängern und im Frühjahr 1974 in weiteren 32 Städten über „Die Neue Zukunft der Christenheit“ zu sprechen. Außerdem verfaßte er eine „Watergate-Erklärung“, die am 30. November 1973 in fünfzig führenden amerikanischen Tageszeitungen als ganzseitiges Inserat abgedruckt wurde.

In dieser Erklärung heißt es: „Eine Kugel tötete Kennedy; aber die Nation vereinigte sich in dem gemeinsamen Gefühl der Sorge und der Reue. Diesmal ist die ‚Kugel‘ des Hasses und der Anschuldigungen imstande, nicht nur den Präsidenten zu töten, sondern die ganze Nation mit ihm. In einem Krieg des Hasses ist keiner der Sieger . . . Als Gründer der Internationalen Vereinigungskirche habe ich die nächsten 40 Tage, beginnend mit dem 1. Dezember 1973, als eine Zeit des Betens und Fastens für unsere Mitglieder auf der ganzen Welt erklärt. Mit dieser Maßnahme sind wir entschlossen, unsere (die amerikanische) Nation aufzurütteln, damit sie ihren nationalen Notstand erkennt . . . Dieses ‚Nationale Beten und Fasten für die Watergate-Krise‘ ist die einzige Möglichkeit, diese Nation zu heilen und zu vereinigen.“

Doch Mun geht noch weiter; er trifft eine politische Entscheidung: „Ich fragte Gott“, so schreibt er, „wie sollen wir uns Richard Nixon gegenüber verhalten?“ Und „Gott sprach zu mir:

Liebt. Es ist eure Pflicht, ihn zu lieben.“ Mun stellt sich eindeutig hinter den Präsidenten. Bei den zahlreichen „Rallyes“, die seine Anhänger während des Vierzig-Tage-Fastens in vielen Städten durchführten – auch außerhalb der USA, zum Beispiel in Bonn, Rom, London, Tokio –, wurden Plakate mit der Aufschrift herumgetragen: „Gott liebt Amerika – Gott liebt Nixon“, „Unterstützt den Präsidenten!“.

Und der Präsident fühlte sich unterstützt: Schon am 11. November richtete er ein Dankeschreiben an den „Reverend Moon“, und am 1. Februar 1974 kam es zu einer offiziellen Begegnung im Weißen Haus.

Es soll keineswegs bezweifelt werden, daß Mun hierbei aus Überzeugung gehandelt hat und daß ein echtes religiöses Anliegen bei ihm dahintersteht. Andererseits erkennt man aber auch

sehr schnell, wie *geschickt* diese ganze Unternehmung durchgeführt wurde. Daß man durch politische Aktionen wesentlich schneller bekannt wird als durch religiöse Lehren, daß den Amerikanern in ihrer gegenwärtigen Lage eine Solidaritätserklärung aus Freundschaft und Glauben zu Amerika auf jeden Fall einen tiefen Eindruck macht und bei ihnen Sympathien für den freundlichen Mann aus dem Osten weckt, das weiß Mun selbstverständlich auch. Und wenn auf dem Dokumentationsphoto vom 1. 2. 1974 Nixon und Mun lächelnd und händeschüttelnd einträchtig verbunden zu sehen sind, dann muß man auch die sehr nüchterne Frage stellen, wem diese Begegnung – und dieses Bild! – mehr Gewinn bringt: dem Präsidenten der Vereinigten Staaten oder dem Stifter einer noch immer recht kleinen Religionsgemeinschaft aus Korea? rei

MARXISMUS

Fragebogen zur Religion in sowjetischen Schulen. (Letzter Bericht: 1974, S. 136ff) Die Schule ist naturgemäß ein besonders wichtiges Instrument religionskritischer und atheistischer Erziehung in der Sowjetunion. Sie bietet nicht nur die Möglichkeit, die Schüler selbst zu beeinflussen, sondern wirkt über diese auch in die Elternhäuser zurück. Dabei geraten Schüler, die aus einer gläubigen Familie kommen oder sich selbst zu einer religiösen Überzeugung bekennen, oft in ernste Gewissenskonflikte. Sie sind teilweise erheblichen Pressionen ausgesetzt: schlechtere Notengebung und Beurteilung, Bloßstellung bis zur offenen Beschimpfung, Zwang zur Heuchelei.

In einem *offenen Brief litauischer Schüler und ihrer Eltern* an das Kultusministerium der SSR Litauen vom März 1973, der 14 284 Unterschriften trägt (etwa ein Viertel von Schülern), heißt es: „... Wir haben nur einige Fälle von Gewissensnötigung der Schüler erwähnt, aber auch diese erwecken den Eindruck, daß die sowjetische Schule nicht an der Erziehung und Bildung, sondern nur an Propagierung des Atheismus interessiert ist. Eine solche ‚Erziehung‘ zerstört die Autorität der Schule und fügt den Schülern einen nicht wiedergutzumachenden Schaden zu. Zwangsmäßige Propagierung des Atheismus ist uns langweilig geworden und ruft zur Gegenreaktion auf – zur

Abkehr von gewaltsam eingebläuten Ideen.“

In demselben Samisdat-Text (vgl. MD 1974, S. 50f) „*Chronik der katholischen Kirche Litauens*“ Nr. 6, der diesen Brief enthält und der von dem Informationsdienst «Religion und Atheismus in der UdSSR» (München, März 1974) veröffentlicht ist, wird ein Fragebogen mitgeteilt, den die Schüler der achtjährigen Volksschule in Prienai/Litauen im Februar 1973 beantworten und mit Namenseintragung dem Lehrer abgeben mußten. Die Schüler antworteten offenbar verschieden: die einen schreiben offen ihre Überzeugung, die anderen heucheln. Über das Ergebnis der Befragung wird nichts mitgeteilt, aber auch der Fragenkatalog selbst scheint aufschlußreich genug für die Situation:

1. Wofür schätzt du einen Menschen? Für Fleiß, Aufrichtigkeit, Gerechtigkeit, Freundlichkeit, Kollektivität, äußeres Aussehen, gute Belesenheit, Begabung, Religiosität?

2. Wie beurteilst du Erwachsene, die zur Kirche gehen? (Positiv, negativ, keine Meinung).

3. Wie beurteilst du Schüler, die zur Kirche gehen? (Positiv, negativ, keine Meinung).

4. Bist du mit der Meinung der Gläubigen einverstanden, daß Gebet und Glaube den Menschen besser machen? (Einverstanden, nicht einverstanden, weiß nicht).

5. Einige Eltern halten ihre Kinder an, zur Kirche zu gehen. Wie bewertest du ein solches Verhalten der Eltern? (Positiv, negativ, keine Meinung).

6. In der Schule wird behauptet, daß Gebet und Glaube an Gott den wissenschaftlichen Erkenntnissen widersprechen. Wie ist deine Meinung?

(Einverstanden, zum Teil einverstanden, nicht einverstanden).

7. Werden in deiner Familie religiöse Feste gefeiert? (Ja, nein, manchmal).

8. Gibt es in eurer Wohnung, in eurem Hause Heiligenbilder? (Ja, nein).

9. Wird in eurer Familie vor und nach dem Essen ein Kreuzzeichen gemacht? (Ja, nein).

10. Wird in eurer Familie gebetet? (Ja, nein, manchmal).

11. Gibt es bei euch an Heiligabend Weihnachtsoblaten? (Ja, nein).

12. Bekommt ihr Besuch von einem Priester? (Ja, nein).

13. Glaubst du, daß es einen Gott, Engel, Teufel gibt? (Ja, nein, zweifle).

14. Wann bist du das letztmal in der Kirche gewesen? (vor 5, 4, 3, 2, 1 Jahren, kürzlich).

15. Bist du zur Erstkommunion gegangen? (Ja, nein).

16. Wer hat dich zur Erstkommunion, zur Konfirmation vorbereitet? (Angehörige, Tanten, Kirchendiener, Priester).

17. Magst du atheistische Gespräche und Bücher? (Ja, nein, solche Fragen sind bisher nicht aufgekomen).

18. Die Kirche gebietet die Eltern zu ehren, nichts Schlechtes zu tun. Deshalb ist sie auch nicht schädlich? (Einverstanden, nicht einverstanden, weiß nicht).

19. Naturgesetze sind unveränderlich, deshalb sind Wunder nicht möglich. (Einverstanden, nicht einverstanden, weiß nicht).

20. Sind deine Eltern gläubig? (Gläubig, ungläubig, Zweifler).

21. Warum besuchst du die Kirche? (Aus Überzeugung, weil die Eltern mich dazu anhalten, weil es interessant ist). mi



Materialien
zu einem
umstrittenen Thema

Aspekte und Probleme der Organverpflanzung

Hrsg. von Martin Honecker

Grenzgespräche Band 4. 216 Seiten, engl. broschiert, DM 18,—

Zum Buch

Der Sammelband behandelt in fünf gesonderten Beiträgen den biologischen, medizinischen und theologisch-ethischen Aspekt von Organverpflanzungen.

Im Vordergrund steht dabei die Frage nach der Bestimmung der Todeszeit eines Organspenders: Wann ist ein Mensch wirklich tot und wie läßt sich der Eintritt des Todes genau feststellen? Gerät ein Chirurg, der ein lebenswichtiges Organ verpflanzt, nicht in den Konflikt, möglicherweise einen Menschen zu töten, um einen anderen, eventuell nur für kurze Zeit, vor dem Tode zu bewahren? Gerade an diesem Punkt sind medizinische, juristische und ethische Fragen auf das engste miteinander verschlungen.

Mitarbeiter

Ulrich Eibach (Theologe und Biologe); Gerd Geilen (Professor für Straf- und Strafprozeßrecht an der Universität Bochum); Martin Honecker (Professor für Systematische Theologie an der Universität Bonn); Arthur Jores (em. Professor für Innere Medizin an der Universität Hamburg); Dieter Walther (em. Professor für Evangelische Theologie an der Pädagogischen Hochschule Lörrach und Oberkirchenrat in der Leitung der Evangelischen Landeskirche in Baden).

Interessenten

Ärzte aller Fachbereiche, insbesondere der Inneren Medizin; Juristen, Biologen, Theologen; Medizin- und Jurastudenten sowie Studenten der Biologie und Theologie; Politiker aller Parteien; gesetzgebende und gesetzvorbereitende Ausschüsse.

Neukirchener Verlag · 4133 Neukirchen-Vluyn 2

Maßstäbe des Menschlichen

„... Überhaupt scheint uns die Reihe in Ihrer Anlage und den ersten vier Bänden sehr glücklich, und wir hoffen, daß diese ‚Handbücherei zur Gestaltung einer besseren Welt‘ auf der gleichen Ebene weitergeführt wird und weite Verbreitung findet. Sie entspricht einer ‚Forderung des Tages‘.“
Bücherschiff, Kronberg

Band 1: Tobias Brocher

Sind wir ver-rückt?

Lebensprobleme des modernen Menschen

292 Seiten, kt. DM 24,50

Fortsetzungspreis DM 22,—

Band 2: Helmut Barz

Selbst-Erfahrung

Tiefenpsychologie und christlicher Glaube

166 Seiten, kt. DM 14,80

Fortsetzungspreis DM 13,30

Band 3: Walter Hartmann

Menschen in sprachloser Zeit

Zur Orientierung zwischen den Generationen

285 Seiten, kt. DM 26,50

Fortsetzungspreis DM 24,—

Band 4: Margaret Mead

Hoffnung und Überleben der Menschheit

Glaube im 20. Jahrhundert

170 Seiten, kt. DM 14,80

Fortsetzungspreis DM 13,30

Am 15. 9. 1974 erscheinen:

Band 5: Rudolf Rühl

Der Streit um die Menschlichkeit

Zur Überwindung einer unnötigen Konfrontation

ca. 190 Seiten, kt. DM 19,80

Fortsetzungspreis DM 17,80

Band 6: Gerhard Irlé

Depressionen

Menschen in seelischer Not

ca. 240 Seiten, kt. DM 21,—

Fortsetzungspreis DM 18,80

Band 7: Harvey Cox

Verführung des Geistes

ca. 330 Seiten, kt. DM 27,50

Fortsetzungspreis DM 24,50

Der Fortsetzungspreis gilt bei Abnahme ab Band 1.

Bitte fordern Sie unseren ausführlichen Prospekt an.

Kreuz Verlag Stuttgart · Berlin

Beilagenhinweis: Einer Teilaufgabe dieser Ausgabe liegt ein Prospekt aus dem Quell Verlag Stuttgart bei.

Herausgegeben von der Evangelischen Zentralstelle für Weltanschauungsfragen im Quell Verlag Stuttgart. — *Redaktion:* Pfarrer Helmut Aichelin (verantwortlich), Pfarrer Michael Mildenerger (geschäftsführend), Pfarrer Dr. Hans-Diether Reimer. Anschrift der Redaktion: 7 Stuttgart 1, Hölderlinplatz 2 A, Telefon 22 70 81. — *Verlag:* Quell-Verlag und Buchhandlung der Evang. Gesellschaft in Stuttgart GmbH, 7 Stuttgart 1, Furtbachstraße 12 A, Postfach 897. Kontonummer: Girokasse Stuttgart 2 036 340. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Heinz Schanbacher. — *Bezugspreis:* halbjährlich DM 8,40 einschließlich. Mehrwertsteuer und Zustellgebühr Einzelnummer 75 Pfennig. Bestellungen in jeder Buchhandlung und beim Verlag. — Alle Rechte vorbehalten. — Mitglied des Gemeinschaftswerks der Evang. Presse. — *Druck:* Maisch & Queck, Gerlingen/Stuttgart.